

(Nachdruck verboten.)

81

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther sprach ruhig, und die Worte fanden fast wider ihren Willen den Weg über ihre Lippen.

„Sie wissen gar nicht, was Sie sprechen; es ist unmöglich — Sie haben sich vergessen. — wenn ich mir wieder eine Amme engagiere, so soll es nur eine solche sein, deren Kind schon tot ist. Dann hat man wenigstens keine Plage mehr.“

„Keine Plage mehr,“ sagte Esther, „zwei unschuldige, arme Kinder werden hingemordet, damit ein Kind von reichen Leuten am Leben bleibt. Hingemordet, ja, das ist die Wahrheit; ich habe keine Furcht, es zu sagen. Ich wünschte nur, es möchte es jeder hören!“

Bei dem Worte „gemordet“ überflog ein seltsamer Ausdruck die Züge von Mrs. Rivers. Sie wußte natürlich, daß das, was sie gethan hatte, vom Gesetz gutgeheißen wurde, daß sie nichts anderes gethan hatte, als was hundert andre und tausend andre reiche, elegante Frauen in dem gleichen Augenblick thaten. Aber dieses schlichte Mädchen hatte eine so schlichte Art, Dinge beim Namen zu nennen, und es gefiel ihr nicht, daß es öffentlich bekannt werden sollte, daß das Leben ihres Kindes mit dem Leben zweier anderer Kinder erkauft worden war. Sie wollte es versuchen, in Güte mit Esther zu reden. Als aber Esther das Wort von dem Hinmorden unschuldiger Kinder fallen ließ, als sie sagte, sie wünschte, die ganze Welt möchte davon erfahren, da verlor Mrs. Rivers die Geduld, und über ihre Lippen drang das Wort: „Vastarde“.

„Sie dürfen nichts gegen mein Kind sagen, es ist Fleisch und Blut wie das Ihre, und ein Teil kräftiger, als Ihr kleines Ding da. Nein, mein Junge soll nicht hingemordet werden wie die andern! Mrs. Spires soll ihn nicht haben! Nein, das soll sie nicht! O, jetzt verstehe ich alles. Reiche Leute, wie Sie, bezahlen das Geld, und Mrs. Spires und ihresgleichen bringen die armen Wüthener unter die Erde. Das ist gar nicht so schwer. Man braucht nur die Milch ein paarmal zu wechseln, das Kind ein wenig zu vernachlässigen, dann ist das arme Dienstmädchen bald der Mühe enthoben, ihr Kind groß zu ziehen, und kann das kleine, verkümmerte Wesen der reichen Frau dick und fett nähren.“

In eben diesem Moment begann das Kind zu weinen. Beide Frauen blickten nach der Wiege hin.

„Sie haben sich vergessen, Amme,“ sagte Mrs. Rivers, „wirklich, Sie haben einen fürchterlichen Unfinn zusammen-geredet und noch dazu viel Unwahres. Sie wollen mich beschuldigen, daß ich wünschte, Ihr Baby wäre tot, und ich weiß nicht, was Sie nicht noch alles für unzusammenhängendes Zeug geredet haben! Natürlich kann ich Ihnen ein solches Benehmen nicht durchgehen lassen. Morgen werden Sie zu mir kommen und mich um Entschuldigung bitten. Inzwischen — nun Sie sehen ja, daß das Kind Sie braucht. Gehen Sie nicht hin zu ihm?“

„Nein, ich gehe zu meinem eignen Kinde.“

„Das heißt, Sie weigern sich, Ihre Pflicht an meinem Kinde zu thun?“

„Ja, ich gehe jetzt zu meinem Kinde!“

„Wenn Sie jetzt mein Haus verlassen, dürfen Sie es niemals wieder betreten.“

„Ich will es auch nicht wieder betreten.“

„Wenn Sie jetzt mein Kind verlassen, bezahle ich Ihnen nicht einen Schilling; und Sie haben kein Geld.“

„Dann werde ich ohne Geld durchkommen. Dann werde ich mit meinem Kinde ins Armenhaus gehen. Wie schlecht es dort auch ist, er wird doch immer bei seiner Mutter sein.“

„Wenn Sie mich heute abend verlassen, wird mein Kind sterben. Man kann es doch nicht mit der Flasche groß ziehen.“

„Genau so geht es mit dem meinen; Sie thun mir recht Leid; ich muß aber gehen.“

„Dann aber sofort hinaus mit Ihnen.“

„Ich gehe schon, ich will nur meinen Hut und Mantel anziehen.“

„Ich rate Ihnen, auch Ihren Koffer gleich mitzunehmen, sonst lasse ich ihn auf die Straße hinauswerfen.“

„Das glaube ich wohl, daß Sie dazu grausam genug wären; erkundigen Sie sich nur erst, ob das Gesetz Ihnen das auch gestattet!“

XIX.

Das erste, was Esther that, als sie aus dem Hause in Curzon Street heraustrat, war, in ihrer Tasche nach Geld zu suchen. Sie fand jedoch nur wenige Pence vor, gerade genug, um den Omnibus zu bezahlen. Aber ihre Gedanken gingen vorläufig auch nicht weiter. Ihr ganzes Wesen empfand nur die eine Sehnsucht, den einen Wunsch, ihr Kind zu sehen und ihn den Händen der Mrs. Spires zu entreißen. Regungslos saß sie da in ihrer Ecke im Omnibus und sah vor ihrem geistigen Auge nichts anderes als die kleine Straße mit den vier Häusern und den Heuböden gegenüber. Doch die Straße selbst war nur der Hintergrund des Bildes; was sie wirklich sah, war die niedrige Küche, die dicke, kleine Frau und die Wiege in der Ecke. Die Fahrt im Omnibus erschien ihr auch nicht einmal lang; so intensiv und stark war der eine Wunsch, der sie besaß, daß er sogar Herr über die Zeit wurde; und als sie von dem Omnibus herabsprang, schritt sie dahin wie ein Tier, welches sein Junges sucht, ohne nach rechts oder nach links zu blicken, direkt auf das Haus zu. Wie sie es im Geiste vorausgesehen hatte, brannte in der Küche Licht, und schnell stieg sie die vier hölzernen Stufen hinab, um zu sehen, ob Mrs. Spires da sei. Ja, sie war da.

Esther öffnete rasch die Thür.

„Wo ist mein Baby?“

„Großer Gott, Sie können einen aber erschrecken!“ sagte Mrs. Spires, die sich von der Kochmaschine ihr zuwandte und wie in wirklichem Schreck mit den Händen auf den Tisch stützte. Der Tisch war zum Abendbrot gedeckt. „Ist das 'ne Art und Weise, zu einem Menschen hereinzukommen, ohne auch nur an die Thür zu klopfen?“

„Verzeihen Sie, ja, es war unrecht von mir — aber ich bin besorgt um mein Baby.“

„Nanu, so 'ne Angst! Daran sieht man, daß es Ihr erstes ist; dort liegt's, drüben in der Wiege.“

„Haben Sie zum Arzt geschickt?“

„Geschickt? Wen soll ich wohl schicken? Ich habe für meinen Mann das Abendbrot zu kochen!“

Esther hob ihr Kind aus der Wiege; es erwachte und weinte.

Esther sagte: „Sie erlauben mir doch, mich einen Augenblick hinzusehen; das arme kleine Ding braucht seine Mutter.“

„Na, das sollte Mrs. Rivers sehen, daß Sie hier Ihrem Kinde die Brust geben.“

„Das wäre mir sehr gleichgültig; er ist viel magerer, als wie ich ihn zu Ihnen brachte. Die zehn Tage haben ihn sehr mitgenommen.“

„Na, natürlich gedeiht ein Kind nicht so ohne die Mutter wie mit ihr, das ist doch selbstverständlich. Aber nun sagen Sie mir bloß das eine: Wie ist's Ihnen denn möglich gewesen, herzukommen? Sie müssen doch bald nach mir fortgegangen sein.“

„Glauben Sie vielleicht, daß ich dort geblieben wäre, da ich wußte, daß mein Kind krank ist?“

„Was? Sie wollen mir doch nicht sagen, daß Sie fortgelaufen sind aus so 'ner guten Stelle?“

„Ich glaube, ja, ich bin fortgelaufen; denn sie sagte mir, wenn ich ginge, dürfte ich nie wieder zurückkommen.“

„Und was haben Sie darauf geantwortet?“

„Daß ich gar nicht daran denke, zurückzukommen.“

„Ach was! Darf ich vielleicht fragen, was Sie denn sonst zu thun gedenken? Soviel ich weiß, haben Sie doch kein Geld?“

„Ich weiß noch nicht.“

„Na, dann nehmen Sie gefälligst meinen Rat an, seien Sie vernünftig und gehen Sie direkt zurück dorthin und bitten Sie hübsch um Entschuldigung.“

„O nein; das thue ich nicht. Sie würde mich auch gar nicht mehr annehmen.“

„Ach und wie gerne! Sie passen für das Kind, an was andres denkt die gar nicht.“

„Ich weiß auch nicht, was nun aus mir und meinem Kinde werden wird.“

„Na, ich auch nicht; im Armenhause kann man auch nicht ewig bleiben, und mit der Zeit wird Ihnen das Kind noch eine

ordentliche Last werden. Können Sie denn wirklich seinen Vater nicht 'ran kriegen?"

Esther schüttelte den Kopf, und Mrs. Spires sah, daß sie leise vor sich hin weinte.

„Ich bin ganz allein auf der Welt, ich weiß nicht, wie ich durchkommen soll.“

„Nee, das glaub' ich; mit dem Kind werden Sie nie durchkommen; das ist nicht möglich. — Ihr Mädels seid doch wahrhaftig alle gleich. Die ersten paar Wochen, da denkt Ihr an nichts als an eure Kinder; schließlich werdet Ihr müde, triegt es satt, könnt nicht mehr bezahlen — na — ich weiß das doch aus Erfahrung — und dann fangt Ihr plötzlich an zu wünschen, daß sie nie geboren wären oder gestorben wären, bevor Ihr noch wußtet, daß sie lebten. Ich will nicht sagen, daß es mir nicht manchmal leid thut um die armen Dinger, aber sie verstehen doch wirklich viel weniger davon, als man glaubt, und besser ist's schon, wenn sie aus dem Wege sind; wahrhaftig, es spart 'ne Masse Mühe und Trübel für spätere Zeiten. Manchmal hab' ich doch, weiß Gott, so die Idee, wenn ich sie so 'n bißchen vernachlässige und ruhig einschlafen lasse, dann thue ich ihnen eigentlich noch was Gutes an. Nicht 'ne absichtliche Vernachlässigung, natürlich, aber wie kann 'ne Frau auch schließlich mit zehn oder zwölften — so viel habe ich manchmal — fertig werden? Ich bin sicher, die meisten würden mir später noch dafür danken.“

Esther gab keine Antwort, da ihr Gesicht aber so hoffnungslos traurig aussah, sah Mrs. Spires sich versucht, fortzufahren:

„Da ist nun dort das andre Baby, dort in der Ecke, das ist mir inzwischen gebracht worden, seit Sie hier waren, auch von 'nem armen Dienstmädchen. Sie ist auch als Amme in ein feines Haus gegangen, gerade wie Sie, und kriegt ein Pfund die Woche. Na, nun möcht' ich bloß wissen, wie kann sie denn hoffen, das Kind je groß zu ziehen? So 'n schwächliches, kränkliches, kleines Ding, das den Doktor braucht und teure Medizin und gute Pflege und alles mögliche. Wenn das Kind am Leben bliebe, würde es seine Mutter geradezu ruinieren. Verstehen Sie, was ich sagte?"

„Ja, ja,“ sagte Esther wie im Traume, „ich verstehe; hat jenes Mädchen denn ihr Baby nicht lieb?"

„Na gewiß doch; sie hat sie alle lieb gehabt, aber wenn sie alle am Leben geblieben wären, möchte ich wissen, was die Mutter hätte anfangen sollen. Dies ist doch schon ihr fünftes, und so, anstatt daß sie ihr Geld kosten, bringt dies ihr noch was ein; sie hat noch jedesmal 'ne gute Stelle als Amme bekommen.“

„Und ihre Kinder sind alle gestorben?"

„Ja, die sind alle gestorben, und ihr Kleinstes hier sieht auch gerade nicht aus, als ob es lange für diese Welt wäre, was?“ sagte Mrs. Spires und nahm das Kind aus der Wiege, um es Esther zu zeigen. Esther betrachtete mitleidig die gelben, runzeligen Züge, die vor Schmerz verzogen waren; und das matte, gequälte Gesicht des Kindes erzitterte in ihrem Ohr mit einem ganz seltsamen, rührenden Pathos.

„Es macht mich ganz traurig, das zu sehen!“ sagte Mrs. Spires, „wahrhaftig traurig; aber du großer Gott! es ist doch immerhin noch das beste für solche Kinder; denn wer soll sie später pflegen und sich um sie kümmern? Es giebt doch davon Hunderte! Ach, was sag' ich? Tausende giebt es jedes Jahr! Und die sterben alle so hin, wie die Fliegen. Es ist traurig, sehr traurig für die armen kleinen Dingerchen, aber es ist schon so am besten, wenn sie aus dem Wege sind, denn wenn sie am Leben bleiben, machen sie ihren Müttern später nur Schande und kosten viel Geld.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kiebitz.

Es lohnt der Mühe, sich mit dem Kiebitz näher bekannt zu machen. Durch sein schönes, glänzendes Gefieder fällt er so sehr in die Augen, daß man ihn in manchen Gegenden Deutschlands den „Feldpfau“ nennt, und als Flugkünstler wird er von keinem andern Vogel erreicht. Dieser wahre Sumpfvogel, der zur Familie der Regenpfeifer gehört und über ganz Europa verbreitet ist, verdient das Interesse der Naturfreunde auch durch die Eigenschaften seines Charakters. Der temperamentvolle, fast stets bewegliche Vogel ist misstrauisch, klug und listig; bei der Verteidigung des Nestes tapfer bis zur Verzweiflung; die rührende Liebe der Eltern zu ihren Jungen rühmte man schon im Altertum. In Griechenland z. B. nannte ihn der Volksmund „die gute Mutter“. Durch seine große Wachsamkeit ist der Kiebitz dem Jäger oft unbequem; sobald ihm

etwas verdächtig erscheint, läßt er einen schrillen Warnungsruf erschallen und macht dadurch das Wild auf die nahende Gefahr aufmerksam.

Der Kiebitz gehört zu den ersten Frühlingsboten. Wenn lauer Märzwind Rauwetter bringt und milder Sonnenschein die seidig schimmernden Rädchen der Weiden am Ufer schwellen läßt, dann erhebt sich wieder jubelnd die Lerche aus dem frisch sprießenden Saatfelde, und der Staar begrüßt pfeifend sein Sommerhäuschen. Gleichzeitig mit diesen Sängern kehrt auch der Kiebitz wieder in die Heimat zurück und spaziert mit den fleischfarbenen Stelzfüßen durch sein sumpfiges Reich. Dann erschallt auch wieder sein seltsam klingender, heller Lockton „kibbit! — kibbit!“, dem er den Namen verdankt.

Der Kiebitz hat ungefähr die Größe einer Feldtaube, aber größere und breitere Flügel mit abgerundeter Spitze, sowie einen schmälern Rumpf. Seine auffallendste Fieder ist der bewegliche Federbusch, mit dem der Scheitel am hinteren Teile gekrönt ist. Diesen tiefschwarzen, in grünblauen Stahlglanze schimmernden Schopf trägt der Kiebitz teils niedergelegt oder wagerecht, teils hoch aufgerichtet.

Das Federkleid des alten Männchens ist an Stirn und Oberkopf schwarz und stahlglänzend. Die Seiten des Kopfes und des Oberhalses sind weiß, der breite Ring an Kinn und Kehle dagegen tiefschwarz; namentlich am Kropf ist diese Färbung glänzend wie schwarzer Sammet, und ist scharf abgegrenzt vom blendenden Weiß der Oberbrust, des Unterkörpers und der Schenkel. Der untere Hinterhals ist olivengrau und geht in glänzendes Stahlgrün über; in dieser Färbung prangt auch das Gefieder des Oberrückens, der Schultern und der Hinterflügel, nur ein Teil der Flügel schillert purpurrot. Der Unterrücken ist olivengrau und grün schillernd, der Wüzel rostrot.

Die Deckfedern des Oberschwanzes in Gestalt einer Binde sind rostfarben, die Schwanzfedern schwarz. Die großen Augen mit braunem Stern stehen ziemlich hoch an den Seiten der sehr steilen Stirn. Der gerade, kräftige Schnabel ist an der kolbigen Spitze sanft nach unten gebogen. Die nicht sehr schlanken, fleischroten Füße haben drei Zehen, die mit braunschwarzen Krallen besetzt sind.

Die auffallendste Erscheinung an dem seltsamen Vogel ist sein eigentümlicher Flug, der ihn schon aus der Ferne von allen andern Vögeln unterscheidet. Es gewährt ein überraschendes Schauspiel, diese Flugkünste zu beobachten. Der Kiebitz durchschneidet die Luft mit taumelnden und gackelnden Flügelschlägen und wirft sich bald auf die eine, bald auf die andre Seite, wobei in raschem Wechsel teils die obere schwarze, teils die untere weiße Körperseite sichtbar wird. Oft bewegt er sich blitzschnell in den kühnsten Wendungen, steigt hoch empor, und läßt sich plötzlich wie ein Stein auf die Erde niederschlagen.

Wenn sich der Mensch dem Neste nähert, auf dem das Weibchen brütet, so umkreist der wachsame Kiebitz das Haupt des Nahenden, stößt nach ihm mit dem Schnabel, und umflattert den Störenfried so dicht in wilder, ungestümmter Weise, daß deutlich das Säusen und Wucheln der Flügelschläge vernehmbar ist. Dabei stoßen Männchen und Weibchen ein lautes, klagendes Geschrei aus, das immer ängstlicher wird, wenn sie ihre Brutstätte entdeckt wahren, so daß sie zum Verräter derselben werden. In der höchsten Not greift das Männchen bisweilen zu einer List. Es ist mehrfach beobachtet worden, wie es, um die Gefahr vom Neste abzuwenden, sich krank oder lahm stellt. Während der Kiebitz sich hinkend immer mehr vom Neste entfernt, läßt er den Feind so nahe kommen, daß dieser ihn beinahe ergreifen kann, und sucht durch solche Irreleitung die Eier zu retten.

Sobald die Paarungszeit gekommen ist, bietet sich dem Beobachter ein drolliges Bild durch das Balzspiel des Männchens; dieses umkreist das am Boden stehende Weibchen zuerst in der Luft mit den wunderbarsten Wendungen, stürzt sich dann auf die Erde in die Nähe der Gattin, liebäugelt tolet mit ihr, und trippelt bald rechts, bald links um sie herum. Zuletzt macht der Kiebitz vor dem Weibchen komische Verbeugungen, bis endlich die Paarung erfolgt.

Der Kiebitz bevorzugt als Wohnstätte moorige Niederungen und feuchte Weidplätze, auf denen er seine Nahrung, die aus Regenwürmern, Insektenlarven und den kleinen grauen Ader Schnecken besteht, leicht findet. Das Weibchen verfährt bei der Anlage des Nestes ziemlich sorglos; es wählt eine kleine, von Winsen umgebene Erhöhung zum Brutplatz oder bemutet die Vertiefung, die der Fuß eines weidenden Pferdes zurückläßt. Bisweilen scharrt das Weibchen auch mehrere kleine Kessel aus, und legt dann in einen von ihnen mehrere dürre Grasshalme als Unterlage für die Eier; aber oft unterbleibt auch diese geringe Auspolsterung.

Die Zahl der Eier beträgt fast ausnahmslos vier; diese liegen so im Neste, daß sie in unipfen Enden nach auswärts gerichtet sind und die spitzen Enden in der Mitte berühren. Die Eier haben die Größe und Gestalt kleiner Birnen oder sind kreisförmig; ihre glatte Schale ist ohne Glanz und leicht zerbrechlich. Die Grundfarbe ist teils matt olivengrün, teils blaß olivendunnen; die unregelmäßig geformten, auf das Ei verstreuten Flecke und Punkte sind olivendunnen bis schwarz.

Wenn dem Weibchen die Eier genommen werden, so legt es noch einmal vier, nach einer zweiten Veranbarung nur drei, und wenn auch diese entfernt werden, nur noch zwei Stück; damit ist die Legekräft erschöpft.

Nur das Weibchen brütet, während das Männchen aufmerksam Wache hält. Die Jungen schlüpfen nach sechzehn Tagen aus und werden von der Mutter sehr bald an Orte geführt, wo sie ein Versteck finden. Die mit zartem Flaum bedeckten Kleinen sind so intelligent, daß sie sich bei Gefahr platt an die Erde drücken und ganz still liegen.

Die Feinde, von denen der Kiebitz bedroht ist, sind hauptsächlich Fuchs, Marder, Iltis und wildernde Katzen. Der Erzschelm Meinede verliert es sogar, die Alten am hellen Tage zu beschleichen und zu fangen.

Die Kiebitze sind gesellige Vögel und bevölkern die ausgedehnten Marschen des Jeberlandes, Ostfrieslands und der Landstriche zwischen Eider und Hahum in sehr großen Scharen.

Der Kiebitz wird noch vielfach von der Landbevölkerung mit scheuem Blick betrachtet. Sein seltsamer Flug, das schrille, klagende Geschrei, sein unstetes, nervöses Gebahren und der Umstand, daß die Brutstätten sich oft auf gefährlichem Moor befinden, das versunken ist, weil schon mancher verirrte Wanderer dort den Tod fand, sind schuld daran, daß abergläubische Leute ihn zu den unheimlichen Tieren rechnen, wie das Käuzchen und die Fledermaus. In mancher einsamen und wüstenhaften Gegend gilt der Kiebitz als Totenvogel und wird gefürchtet.

Bernhard Dhrenberg.

(Nachdruck verboten.)

Kunstleder.

Leder ist ein gar treffliches, aber auch sehr teures Material. Kein Wunder also, daß man sich vielfach bemüht hat, Ersatzstoffe herzustellen, und namentlich zu dekorativen Zwecken. So weit ist noch niemand gelangt, ein ebenso festes und zähes Material zu gewinnen, welches zu denselben praktischen Zwecken — z. B. für Schuhwaren und Sattlerarbeiten — verwendet werden könnte und doch wohlfeiler wäre als jene gegerbten Tierhäute, die wir kurzweg als Leder zu bezeichnen pflegen. Aber wenn wir von den Erzeugnissen absehen, welche in besonders hohem Grade strapaziert werden, so müssen wir zugeben, daß es wohl gelungen ist, brauchbare Ersatzmittel zu schaffen; ja diese finden für dekorative Zwecke sogar eine sehr umfassende Verwendung. Selbstverständlich soll hier nicht die Rede sein von Fabrikaten, die nur äußerlich die Struktur des Leders zeigen, welche aber nicht als wirkliche Imitation oder Ersatzmittel gelten wollen. So erhält z. B. gaffrierte Leinwand oder Papier zu Gudeinbänden und Galanteriewaren eine lederähnliche Ausstattung. Diese Erzeugnisse sind hier nicht gemeint. Hier ist von wirklichem Kunstleder die Rede, wie es z. B. zur Herstellung von Stiefelsohlen, Bekleidung von Wänden, zur Herstellung von Stoffen, wie auch für mancherlei kunstgewerbliche Erzeugnisse verwendet wird. Viele dieser Fabrikate, deren Herstellung Geheimnis der Fabrik ist, zeigen in der That eine so hohe Vollkommenheit, daß sie vom Leder nicht zu unterscheiden sind. So sah ich z. B. auf der Pariser Weltausstellung gepreßtes Kunstleder für Paneele, welches sich genau wie Leder anfühlte, die Narbe eines guten Rindleders zeigte, auch im Querschnitt dieselbe Struktur besaß und sich ohne Gefahr mit feuchtem Schwamm abwaschen ließ.

Bemerkenswert ist nun, daß wirklich gute Ersatzmittel für Leder auch fast sämtlich Leder enthalten. Es werden entfettete Lederabfälle zerfasert oder pulverisiert und mit andern Stoffen nach den Prinzipien der Papierbearbeitung zu einem Teige verarbeitet, der zu Platten verschiedener Stärke ausgerollt wird. Die Zusätze bestehen in der Regel in Leinöl, Kautschuk- und Metallsalzlösungen oder auch in Leim- und Gerbstofflösungen, welche der trocknen oder halb-trocknen Masse zugefügt werden und die Eigenschaften besitzen, eine gegen Wasser widerstandsfähige Verbindung zu erzeugen. Durch Zusatz von Farben und Aufpressen beliebiger Muster durch Kalander vermag man der Masse einen angemessenen Lederton, sowie dem Naturleder entsprechende Narbe zu geben. Diese Prinzipien werden bei den verschiedenen patentierten Verfahren zur Anwendung gebracht. Nach Sörensen wird das fein zerteilte Leder mit Ammoniakwasser vermengt, so daß eine gallertartige Masse entsteht. Diese würde aber nach dem Trocknen der gepreßten oder ausgewalzten Platten ein sehr hartes und starres Produkt ergeben, welches nicht die Elastizität des Leders besitzt und im Wasser zerfallen würde. Sörensen setzt deshalb der Masse Kautschuk zu, welcher die Eigenschaften besitzt, die Platten sowohl elastisch wie auch widerstandsfähig gegen Feuchtigkeit zu machen. Die Lösung des gereinigten Kautschuks erfolgt in Terpentinöl, Schwefelkohlenstoff oder Benzol; dann erfolgt das Zusetzen dieser Masse zum zerfaserten Leder, Durchkneten des ganzen zu einem homogenen Teig, Pressen und Auswalzen. Die Mischungsverhältnisse sind sehr verschieden; sie richten sich nach dem Fabrikat, welches man herzustellen wünscht. Diese Masse eignet sich u. a. auch zu Stiefelabfüßen. Es leuchtet ein, daß man für diese Zwecke jedoch auch ein minder elastisches Surrogat verwenden kann, da die Abfüße gerade hart und steif sein sollen und nur auf Abnutzung in Anspruch genommen werden.

Wesentlich anderer Natur ist die Ledermasse von Cohn und Wollheim. Sie wäscht die Lederabfälle in einem Bade von Natriatron oder Natrialkali und schütten nach dem Aufschwemmen des Leders doppelkohlensaures Natron in das Bad, welches die Gallertbildung verhindert. Die Masse wird mit Salzsäure neutralisiert und mit Wasser gründlich ausgewaschen. In ähnlicher Weise werden auch Tierseifen zerrissen und zu einem wollähnlichen Stoff verarbeitet, von welchem 5 bis 10 Proz. der Lederabfälle zugefügt werden. Die Masse wird auf

der Papiermaschine zu Tafeln verarbeitet und mit einer Lösung von konzentriertem Leim oder Kochsalz besprengt. Diese Lösung soll die Eigenschaften besitzen, der Seidenwolle den Charakter eines faserigen Bindemittels zu geben, welcher die Lederpartikel sehr gut miteinander verbindet.

Das Kunstleder von House besteht aus 50 Teilen Lederfaser und 40 Teilen einer Lösung von Kautschuk in Naphtha; der Masse werden vor dem Durchkneten zwei Teile Glycerin zugefügt. Bei diesem wie einigen andern Verfahren erfolgt das Auswalzen der Masse zwischen feuchten Leinentüchern, welche mit ihrem Inhalt zwischen Stahlwalzen hindurchgehen.

Das künstliche Leder von Sadler, welches sich sehr gut zu Sohlen und Absätzen von Schuhwerk eignen soll, besteht aus zerkleinertem Ledermasse, Portlandzement, Leim, Kalk und Weizenmehlteig. Merkwürdig ist die Ledermasse des Franzosen Ghatt. Er stellt aus gepulvertem Leder ohne jede Anwendung von Klebemitteln Stiefelabfüße, Knöpfe, Messergriffe und dergleichen her. Bei diesen Gegenständen kommt es aber in der That nicht darauf an, ein elastisches Material zu erzeugen. Ghatt bringt das zerkleinerte Material in Formen, welche auf etwa 120 Grad C. erwärmt werden, und preßt den Inhalt unter Anwendung eines Druckes von mindestens 380 Kilogramm pro Quadratcentimeter. Das unter dem Namen „Cuir factice“ bekannte französische Kunstleder besteht aus nichts andern, als dünnen, lösgaren Spaltstücken, welche übereinander geklebt und gepreßt werden. Man erhält dabei recht zähe Platten, welche zu Brandsohlen Verwendung finden.

Auch das Vinoleum, welches eine so hervorragende praktische Bedeutung erlangt hat, ist als ein Ledersurrogat zu betrachten, und zwar eigentlich das einzige, welches ohne Lederzusatz hergestellt wird. Es besteht aus pulverisiertem Korkabfällen, welche mit Leinölfirnis gemischt und auf wasserdichtes Segeltuch aufgetragen werden.

Nicht als vollgültige Surrogate betrachte ich alle jene Gewebe, welche vegetabilischen oder animalischen Ursprungs sind und denen auf künstlichem Wege nur eine gewisse Eigenschaft des Leders, namentlich Widerstandsfähigkeit gegen Feuchtigkeit, verliehen wird. Hierher gehören auch jene leinenen oder wollenen Gewebe oder Pappen, die mit einer Kautschuklösung durchtränkt werden, so daß sie nach der Verdunstung des Lösungsmittels eine lederartige Beschaffenheit annehmen.

Auf dem Gebiete der Kunstlederfabrikation kann noch viel geleistet werden; es besteht ein großes Interesse für diese Fabrikate, und auch das Verwendungsgebiet ist sehr groß. Wesentlich ist natürlich, daß die Fabrikate wohlfeil ausfallen und wenigstens die wichtigsten Eigenschaften des Leders besitzen. Sehr beliebt sind namentlich die abwischbaren Wandbekleidungen, welche den Charakter gepreßten oder geschnittenen Leders besitzen. Je vollkommener die Imitation ist, um so umfassender ist die Verwendung dieses Materials für die Zwecke der Innendekoration, namentlich wenn der Stoff auch eine mannigfache und freundliche Färbung gestattet.

Arnold Rohde.

Kleines feuilleton.

er. Heimkehr. Neulich bin ich einmal „nach Haus“ gefahren, zum erstenmal nach fünfundsiebzig Jahren, nach Haus, in meine Vaterstadt, in das kleine alte Nest da drüben an der Havel.

Ist doch etwas Seltsames um solch eine Heimfahrt. Allerhand Gefühle werden wach, Stimmungen, Erinnerungen. Vergessene Bilder tauchen wieder auf, Töne klingen an, die längst verstummt. Da sind nun die Stätten, wo man jung gewesen, und ist kaum ein Stein, an den sich nicht irgend ein Gedanke knüpft, Hoffen und Furcht, Lust oder Leid.

Die Havel tauchte auf, die blaue Havel, zwischen den frühlinggrünen Wiesen schossen ihre Wellen nunter dahin, eigentlich bloß Wellchen, ein leichtes Gefräusel, aber es hüpfte und tanzte, und die weißen Schaumperlen flimmerten im Glanz der Märzsonne. Das alte Bild. . . .

Das alte Bild auch am Ufer drüben, die Stadt mit ihren Kuppeln und Türmen; und dazwischen Parks und Gärten und rotbraune, spitzgieblige Ziegelhäuser.

Ja, das alte Bild. Ich hab' es manchmal hingeleiten sehen durch meine Träume, schattenhaft nur wie ein Phantom, jetzt war es wieder da, greifbar, deutlich, Wirklichkeit.

Sie hatten mir gesagt: „Du wirst staunen, es hat sich viel verändert da drüben.“

Viel? . . .

Am Bahnhof ist eine Straße umgelegt, und zwei, drei neue Häuser sind entstanden. Auf der Havelbrücke ist ein Denkmal errichtet, irgend ein Kaiserdenkmal natürlich, aber sonst . . .

Da war der Stadtpark, und die Soldaten marschierten und übten den Parade-marsch, die Kinder standen und gafften, gerade wie wir als Kinder gegafft hatten. Vor dem Schloßhof ging die Schildwache auf und ab: tripp, tripp — tripp, tripp. Die schweren Soldatenhaken klappten gleichmäßig auf das Pflaster; man hörte es über die ganze Straße. Was hätte man sonst auch hören sollen?

Alles beim Alten; die Straßen leer. Auf dem Marktplatz zwei Hunde, ein Schutzhund und eine Dame. Die Dame ging weiter, die Hunde verließen sich, der Schutzhund blieb und zählte die Pflastersteine.

Vielleicht dachte er auch bloß nach, oder dachte an garnichts. Alles beim Alten. Die Häuser niedrig und die Gassen eng. Enge und Kleinheit überall. Und was für eine Enge!

Alles so nah, so greifbar nah! Kann man nicht die Straße mit den Armen überspannen? Hat man mehr als zehn Schritt von einer Ecke zur andern?

Da ist die Kaiserstraße. Ist das die Kaiserstraße? Das schmale Gäßchen mit dem Duzend Häusern und den ganz armseligen, kleinen Läden, kann das die Kaiserstraße sein, steht sie denn nicht in meiner Erinnerung fest wie eine breite Avenue mit glänzenden Geschäften und prächtigen Schaufenstern?

Es ist aber doch die Kaiserstraße! Ist die Kaiserstraße klein geworden!

Und klein geworden ist alles hier herum, was doch so groß in meinen Träumen stand. Der Wilhelmplatz, ja der Wilhelmplatz, — das war doch „unser Stolz“. Wenn ein Fremder zum Besuch kam, zeigte man ihm den Wilhelmplatz, den herrlichen Schmuckplatz, die schönste Anlage in der Stadt.

Lieber Himmel, der Wilhelmplatz! Ein paar Nasenstücke mit ein paar Blischen und einem Kriegerdenkmal in der Mitte.

Und das habe auch ich einst für groß gehalten! Und hier hält man's wohl heute noch für groß. Ja, natürlich hält man es für groß, und wenn die Fremden zum Besuch kommen, zeigt man es heute den Wilhelmplatz; und die Fremden bewundern ihn höflich und lächeln im Stillen.

Ich muß auch lächeln. Was in der Enge alles Größe wird? Und was man so für Größe hält, wenn man noch selber in der Enge steckt!

Ja, ich muß lächeln. Aber immer weiter! Die Breite Straße, ach die Breite Straße! Neue Erinnerungen.

In der Breiten Straße steht das Kasino und die Kriegsschule und das Gymnasium, und die Breite Straße ist verboten . . . verboten für die jungen Mädchen . . . vom Anstand und der guten Sitte nämlich. Hin und wieder einmal hindurchgehen, „mit Mama“ oder einer Tante, nun ja das können sie natürlich schon, aber allein und etwa „öfter“? Schreckliche Vorstellung!

Durch die Breite Straße gehen die Lieutenants, gehen die Kriegsschüler und die Primaner, und wenn die jungen Mädchen auch hindurchgehen, thun sie das bestimmt der Lieutenants wegen oder zum mindesten wegen der Primaner, ja ganz bestimmt nur deswegen, man muß es wenigstens „vermuten“.

„Muß“ man es nicht „vermuten“?

Die „guten Familien“ vermuten es alle, und die „guten Familien“ sehen sehr scheel auf die jungen Mädchen und die jungen Frauen, die „öfter“ durch die Breite Straße gehen. Sie verkehren ganz bestimmt nicht mit ihnen. Und so ist die Breite Straße für die jungen Mädchen verboten. Denn die jungen Mädchen fürchten die guten Familien und wollen alle in den guten Familien verkehren. Die guten Familien sind Autoritäten.

Warum ich nur schon wieder lächeln muß . . . Vielleicht weil mir die kleine lustige Doktorwitwe einfällt, die damals aus Verstin herüberzog und alle Tage durch die Breite Straße ging und sagte, das wäre die einzige Straße, wo man überhaupt hindurch gehen könne, ohne vor Langeweile zu sterben.

Gott sei Dank, daß ich hinaus kam aus dieser Enge, aus der Kleinstadtenge in die freie Welt, und daß ich andre Größen kenne, als die der engen Grenzen.

Andre Größen aber auch Größe? Was macht mein Lachen plötzlich schweigen?

Entflohen in die freie Welt? Ist sie frei, und bin ich frei? Bist Du es? Und Du?

Ja, was lacht Ihr über Kleinstadtenge, was lachen wir alle? Als ob nicht auch wir uns noch Grenzen steckten, wir da draußen in der „freien Welt“!

Als ob nicht auch wir uns noch beugten vor falschen Größen und vor Gesezen, deren andre lachen!

Als ob nicht auch wir uns noch fürchteten vor toten Götzen, wie die Leute in den engen Grenzen!

Ueber die engen und die weiten Grenzen hinaus zur Freiheit des Grenzenlosen! Wer kommt mit? —

Theater.

Schiller-Theater O. „Ferréol“, Schauspiel in vier Aufzügen von Victorien Sardou. — In dem abwechslungsreichen Repertoire des Schiller-Theaters erschien in dieser Woche ein ehemals viel bewundertes Sardou, Repräsentant einer jetzt fast ausgestorbenen Litteraturgattung, die, so absolut nichtig sie an dem Maßstab menschendayrellender Kunst ist, durch die Virtuosität ihrer spielerischen Kunstfertigkeiten immerhin ein gewisses Interesse erweckt. Unfähig, dramatische Spannung zu erzeugen — denn diese wächst im letzten Grunde nur aus den Tiefen der Charakteristik und einer die Charaktere folgerecht entwickelnden Handlung hervor — unterhalten solche „Gesellschaftsstücke“ ihr Publikum durch ein Surrogat jener Spannung, durch die Reugierde, wie wohl der für den Ausgang verantwortliche Autor sich aus dem verzwickten ersundenen Situationsgespinnst in eleganter Weise wieder herauswickeln werde. Auch wenn's um Hals und Kragen geht, wenn sich's um Mord und Raubhaus handelt, wie hier im „Ferréol“, wirkt das Aufgebot von Leidenschaften im ganzen doch immer nur als Spiel des Scharf-

sinn's. Die Preisfrage ist: was wird Ferréol, der, von einem Mendezvoub mit der Frau des Gerichtspräsidenten kommend, Augenzeuge eines Mordes war, thun, wird er, da man einen Unschuldigen vor Gericht stellt, wie es einfachste Pflicht wäre, der Jury von dem, was er gesehen, Mitteilung machen und so die Frau kompromittieren, oder wird er schweigen; und wenn er nicht schweigt, wie gedentt der menschenfreundliche Autor die trotz des Mendezvoub's unschuldige Frau vor öffentlichem Standal zu bewahren? In den ersten Akten werden die Trümpfe klug zurückgehalten, dann aber folgt Schlag auf Schlag, eine im Rahmen dieses Genres brillante Exekution und „Lösung“, ein wahres Bombardement von Ueberraschungen, bei dem man auf Augenblicke — so in der Entlarvungsscene des Mörders — beinahe sogar den Arrangeur und Drahtzieher vergißt. Daß trotz der raffinierten Sensationen der Beifall, wie mir schien, nicht die übliche Stärke hatte, mag ein Zeichen für ein gesteigertes Natürliechleitsempfinden sein, um das bei seinem Publikum sich auch das Schiller-Theater selbst so vielfach verdient gemacht hat.

Die Aufführung war nicht durchweg gleichmäßig. Herr Päsche gab sonst Besseres als diesmal in der Titelrolle. Sympathisch wirkte Friedrich Krüger als Gerichtspräsident und Elise Wafa in der schwierigen Rolle der geängstigten Frau. Drollig und doch ohne eigentliche Possenandränglichkeit spielte Schmasow die von Sardou mit ziemlich flüchtigem Wis bedachte Rolle des Geschwornen Ferrissol. Sehr glücklich gelang Franz Nolan die Gestalt des schwerblütigen Waldhüters und Verbrechers Martial. Die beste, eine Leistung von ganz hervorragender Intelligenz war der Untersuchungsrichter Erich Ziegels. Die hellklare, verstandesmäßig-trodenes Stimme, die wie von der Last der Geschäfte gebückte Haltung, das Hastig-Behende der Bewegungen, das blasse, nervöse Gesicht mit den Augen, die bei auftauchendem Argwohn den Verdächtigen gleichsam umklammern, festhalten, — das alles fügte sich zu einem höchst lebendigen Ganzen zusammen. —

Humoristisches.

— Sm, Sm. Besucher: „Wo ist denn der zweite Regier?“

Besiker: „Der kann erst morgen wieder auftreten . . . er ist nämlich heute bei seinem Ausgange von einem Platzregen überrascht worden.“ —

— Moderne Moralpauke. Junge Ehefrau (zum Gatten): „Arthur, zeh' doch nicht so viel! Bist Du denn Deine Nachkommen mit Gewalt erblich belasten?“ —

— Wurst wider Wurst. Der Bürgermeister von N., ein Progenbauer, geht mit dem neuen, jungen Doktor zur Gemeindevorstand. Hier treffen die beiden den Lehrer als Gemeindevorsteher. Der Bürgermeister stellt den Lehrer dem Doktor vor mit den Worten: „Seh'n S' Herr Dotta, dös is mei Oberschreiber!“

Darauf entgegnet schlagfertig der Lehrer, auf den Ortsgewaltigen zeigend: „Und dös is mei Unterschreiber!“ —

(„Regendörfer Blätter.“)

Notizen.

— Die diesjährigen Festschpiele des Rheinischen Goethe-Vereins in Düsseldorf werden folgende Aufzählungen bringen: von Moliere „Der Geizige“, „Der eingebildete Kranke“, „Die gelehrten Frauen“ und „Die lächerlichen Präzidenz; von Grillparzer „Weh dem, der lügt“; von Moreto „Donna Diana“; von dem Dänen Holberg „Die Zeitlose“ und von Shakespeare „Die Komödie der Irrungen“. Jedes Stück wird zweimal hintereinander gegeben; die erste Vorstellung ist auf den 16. Juni angefest.

— Dresden bekommt kein neues Schauspielhaus. Das Gesamtministerium hat das Neubauprojekt nicht genehmigt.

— Die niederösterreichische Theater-Landeskommission hat, nach der Chicagoer Brandkatastrophe, alle Wiener Theater auf ihre Feuergefährlichkeit hin untersucht. Das Ergebnis ist, daß das Karl-Theater und das Josephstädter Theater gesperrt werden sollen, wenn die Eigentümer nicht binnen Monatsfrist durchgreifende Aenderungen der Baulichkeiten in Angriff nehmen.

t. Die neueste Entdeckung von Curie. Professor Curie hat der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Mitteilung zugehen lassen, die für die Erklärung der Radiumstrahlen nicht ohne Bedeutung ist. Man weiß schon seit einiger Zeit, daß das Radium auch auf andre sonst nicht strahlende Körper die Strahlungsfähigkeit überträgt. Curie hat nun festgestellt, daß die „inducierte“ Strahlung in festen Körpern verhältnismäßig schnell wieder verschwindet, und aus seinen Beobachtungen darüber zieht der Forscher den Schluß, daß sich das Radium möglicherweise nach dieser Uebertragung in einen andren Stoff verwandelt, wie ja schon bestimmte Andeutungen über eine Umwandlung von Radium in Helium vorliegen.

c. Der heißeste Ort auf Erden soll die Insel Bahrain, eine der Abal-Inseln im Persischen Golf, sein; ihre mittlere Temperatur für das ganze Jahr beträgt 29 Grad Reaumur. Juli, August und September sind abgesehen von den Eingeborenen für jedermann unerträglich. Am Mitternacht zeigt dann das Thermometer noch über 30 Grad, um sieben Uhr morgens 33 bis 34 Grad und um drei Uhr nachmittags 48 Grad.